

## III.

**Die Reise nach der Löwenburg.**

Geschrieben im Jahre 1816.

## 1.

Rudolph Bach, in einer großen Stadt des südlichen Deutschlands geboren, kam als Rechtsgelehrter von der hohen Schule zurück. Seine Mutter, eine gute, häusliche Frau, die viel auf alte Sitten und Gebräuche hielt, ermahnte ihn schon am nächsten Morgen: „Kleide dich sauber, mein Sohn, mache den Oberhäuptern der Stadt deine ehrerbietige Aufwartung und sprich ja recht zierlich und unterwürfig mit ihnen. Ein Sprichwort sagt: Wer wohl kann sprechen, kann Mauern brechen. So wirst auch du die Herzen der Gewaltigen bewegen, daß sie dich vaterlose Waise mit einem Amte versorgen. Du mußt dich nur keinen Gang, keine Mühe verdrießen lassen. Gott gibt den Vögeln ihr Futter, aber sie müssen darnach fliegen.“

Emsig suchte sie die feinste Wäsche und des seligen Vaters hinterlassenen neuen Haarbeutel hervor, den Rudolph durchaus an seine kurzgeschnittenen Haare, die ihr äußerst mißfielen, befestigen mußte, ob er gleich dagegen vorstellte,

daß ein Beutel, in den man nichts zu stecken habe, ein unnützes Ding und im gegenwärtigen Falle ein wahrer Windbeutel sey.

Er machte denn, mit Armhut und Degen, die Kunde, und Mütterchen trieb ihn in der Folge fleißig an, diese feierlichen Bittgänge zu wiederholen.

Während der Zeit, als er auf ein Amt wartete, ging er eines Tages aus, um sich eine Schrift, die er nöthig hatte, zu kaufen. Er war von dem Buchladen, den er in Nahrung setzen wollte, noch zwanzig Schritte entfernt, als ihm das Getöse eines heftigen Zankes daraus entgeschallte. Langsam ging er näher, öffnete die Thür und sah den Buchhändler und einen reisemäßig gekleideten Fremden im hitzigsten Kampfe begriffen. Er wollte sich, da bei diesen Umständen an keinen Handel zu denken war, schon wieder zurückziehen, als ein junges, schönes Mädchen durch eine Thür im Hintergrunde des Gewölbes herbeislog, und sich mit süßer Stimme bemühte, die Streiter zu besänftigen und auseinander zu bringen. Aber, blind und taub vor Zorn, achteten sie des Friedensengels nicht und balgten sich fort, bis endlich der stämmige Buchhändler seinen Gegner, der dürr und ausgetrocknet wie eine Mumie war, zum Weichen brachte.

Rudolph wäre froh gewesen, wenn der Kampf einige Stunden gedauert hätte: denn indem sich die beiden Männer in den Haaren lagen, weideten sich seine Augen an der blühenden Anmuth des lieblichsten Mädchens, das er jemals gesehen hatte. Er genoß den ergößlichen Anblick mit einer solchen Abwesenheit des Geistes, daß er es gar nicht bemerkte, als ihm die Schlägerei immer näher kam. Aber plötzlich flog ihm die zurückgeworfene Mumie auf

den Leib und sie taumelten beide zugleich auf die Straße hinaus.

„Verdammtter Raufbold!“ rief der Besiegte und drohte mit geballter Faust nach dem Laden zurück. Dann wandte er sich hastig und sagte: „Lassen Sie sich erzählen!“ Rudolph entfloß ihm aber mit den Worten: „Ich habe nicht Zeit!“ Er wollte mit dem Manne nicht sprechen, weil er dadurch dem hübschen Mädchen, das ihn leicht beobachten konnte, mißfällig zu werden besorgte.

2.

Die Straße auf und abgehend, ließ er dem Buchhändler Zeit, ein niederschlagendes Pulver einzunehmen, und kehrte dann in den Laden zurück. Er glaubte, das Mädchen noch zu finden: aber der Buchhändler war allein. „Was beliebt Ihnen?“ sprach er: „Ich erinnere mich, Sie schon vorhin an der Thüre gesehen zu haben.“

Rudolph forderte ein Buch und erhielt es. Er ließ sich noch mehrere geben, um sein Geschäft in die Länge zu ziehen. Doch seine Erwartung, das Mädchen indessen wieder zu sehen, blieb unerfüllt, und er mußte für eine Last entbehrlicher Bücher gegen zehn Thaler bezahlen.

„Ich danke ergebenst,“ sagte der Buchhändler, indem er das Geld einstrich. „Beinahe hätte mich der Nichtswürdige, den ich vorhin aus dem Laden warf, um einen werthen Kunden gebracht, wie er mir schon einige tausend Thaler aus dem Beutel stahl. Sie kannten ihn wahrscheinlich nicht. Es war der berühmte Nachdrucker Nickel Miteffer, der — ich schäme mich's zu sagen — mein naher Vetter ist, aber dessen ungeachtet kein Bedenken fand, drei meiner besten Verlagswerke räuberisch an-

zutasten. Ich verklagte ihn bei seiner Obrigkeit, erhielt aber keine Hülfe. Da hegt' ich selbst ein hochnothpeinliches Halsgericht über ihn, und that ihm in meinen vier Wänden das Recht an, das ihm unter freiem Himmel widerfahren sollte.“

Er öffnete jetzt einen Schrank und zeigte dem jungen Manne einen darin stehenden kleinen Galgen, an welchem eine männliche Puppe hing, mit einem Zettel auf der Brust und der Inschrift: Nickel Miteffer, der Erzdieb.

„Dieses Hochgericht,“ fuhr er fort, „baut' ich in der Absicht, daß der Galgenschwengel seine Hinrichtung selbst sehen, und sich, in der Diebssprache zu reden, als Klöppel in der Feldglocke erblicken sollte. Ich wußte, daß er wegen einer Erbschaftssache hier eintreffen und mit mir sprechen mußte. Er kam; ich führte ihn zum Galgen und erwartete, daß er sich entsetzen und mir auf den Hals fahren würde. Aber der ehrlose Mensch lächelte ruhig und sagte: Bin ich der Dieb, so seyd Ihr der Henker! — Schwapp! gab ich ihm, um sein kaltes Blut zu erwärmen, eine heiße Ohrfeige, und wäre nicht Mariane, meine Stieftochter, ins Mittel getreten, ich hätt' ihm Arm' und Beine zerschlagen.“

So erfuhr doch Rudolph noch für seine zehn Thaler des Mädchens Namen und häusliches Verhältniß. Er ging vergnügt hinweg und sprach zu sich: „Jetzt hat doch der Nachdruck einmal etwas Gutes gestiftet! Er entdeckte mir einen Schatz, der mir vielleicht nie zu Gesichte gekommen wäre, hätten sich die Herren Bettern nicht um's liebe Mein und Dein die Köpfe gewaschen.“

3.

Sobald er nach Hause kam, fiel er heftig über seine Papiere her und suchte das Manuscript eines Romans hervor, den er in seinen akademischen Erholungstunden ausgearbeitet hatte. Damals war er nicht gesonnen, ihn drucken zu lassen; jetzt aber entschloß er sich rasch dazu, um sich damit einen Weg zur nähern Bekanntschaft mit dem Buchhändler und seiner schönen Tochter zu bahnen. Er fing sogleich an, das Werkchen auszuseilen und abzuschreiben. Das war aber ein langwieriges Geschäft, und er ward um so weniger schnell damit fertig, da er täglich einige Mal, wiewohl immer vergebens, bei dem Buchladen vorüber ging, um Marianen zu sehen.

So geschah es, daß seine Mutter, indem sie eines Tages sein Zimmer in Ordnung brachte, über den hoffnungsvollen Roman gerieth. Sie las ein paar Seiten, schüttelte den Kopf, und empfing den Verfasser, als er wieder heim kam, verdrießlich und keifend: „Was für Ländelwerk treibst du hier? Ich denke, du nährst deinen Geist aus den Werken berühmter Rechtsgelehrten; aber ich sehe mit Erstaunen, daß du eine muthwillige Schrift unter der Feder hast, worin Liebe und immer Liebe das dritte Wort ist.“

Rudolph erzählte die Bewandniß der Sache, und gestand aufrichtig, Mariane gefalle ihm so sehr, daß er sie, wenn er ein Amt bekommen habe, heirathen wolle.

„Du baust Luftschlösser!“ sagte die Mutter. „Schöne rothe Aepfel sind nicht immer süß! — Ich kenne Marianen zwar nicht; aber ihre Herkunft ist mir bekannt. Ihre Mutter — Gott habe sie selig! — war eine Ausländerin von adeliger Geburt, verplämperte sich mit einem jungen

bürgerlichen Habenichts, ließ sich von ihm hierher entführen, und ein gutwilliger Landpfarrer traute sie heimlich. Die Frucht dieser mit Vaterfluch beladenen Ehe war Mariane. Bald nach ihrer Geburt ward ihre Mutter in den kläglichsten Wittwenstand versetzt. Ihr Mann hinterließ keinen Heller, und das eiserne Herz ihres Vaters, dessen Name mir entfallen ist, ließ sich zu keiner Unterstützung erweichen. Nun weiß ich nicht, wie sie nachher mit dem Buchhändler Wolfgang bekannt geworden war: kurz, er heirathete sie in der Hoffnung, sie mit ihrem reichen Vater auszuföhnen, und dadurch selbst ein reicher Mann zu werden. Als aber dieser Plan mißlungen war, soll er kein zärtlicher Ehegatte gewesen seyn, und ganz verkümmert starb sie nach wenigen Jahren. Mariane ist also ein blutarmes Mädchen, und ihren Stiefvater, dessen Gnadenbrod sie ist, kennt die ganze Stadt als einen harten und geizigen Mann. Du kannst dir also an den Fingern abzählen, daß dir kein Glück in diesem Hause blüht.“

„Aber Mütterchen,“ entgegnete Rudolph, „wenn ich ein recht einträgliches Amt erhalte, so mag der Stiefvater so hart und geizig seyn, als er will, was kümmert das mich?“

„Fange nur erst den Fisch, dann wollen wir an die Zurichtung denken!“ antwortete sie, und genehmigte zwar zuletzt, von Bitten und Vorstellungen überredet, seinen Vorsatz, das Manuscript dem Buchhändler und der Presse zu übergeben; doch legte sie ihm dringend ans Herz, sich mit solcher unnützen Schriftstellerei nicht weiter zu beschäftigen, weil seine hohen Gönner keinen Geschmack daran finden würden.

## 4.

Rudolph wollte seinen Roman dem Buchhändler unentgeltlich überlassen, und bloß als Ehrenlohn das Vergnügen genießen, Marianen bei dieser Gelegenheit zu sehen und ein Wörtchen mit ihr zu sprechen. Schlau nahm er sich daher vor, den Herrn Wolfgang um die Mittagszeit, wenn der Buchladen geschlossen war, in seiner Wohnung zu überraschen. Er ging etwas zagend die Treppe hinauf, hörte Kaffeeschalen klirren und klopfte, von diesen Wegweisern geleitet, an eine Thür, die sogleich der Buchhändler selbst aufthat. Er erschien mit einer langen Tabakspfeife in der Hand, und seine ansehnliche Breite füllte die spärliche Oeffnung so neidisch, daß Rudolph nur durch eine schmale Lücke das am Kaffeetische beschäftigte Mädchen erblickte. Der unartige Stiefvater nöthigte ihn nicht näher zu kommen, sondern fragte kurz und rund: „Was steht zu Diensten?“ Rudolph glaubte, das Wort Manuscript werde wie ein Zauberschlag wirken und ihn sogleich zu Marianen versetzen; er sprach es daher mit Nachdruck aus. Doch wie eine Säule blieb Herr Wolfgang auf der Thürschwelle stehen und sagte kalt: „Belieben Sie in einer Stunde wieder zu kommen; da werden Sie mich unten im Buchladen finden.“ Hiermit trat er zurück und zog die Thür hinter sich zu.

Mit verbissenem Ingrimm wünschte ihm Rudolph, indem er die Treppe hinab ging, ein Rabenheer von Nachdruckern auf den Hals. Er faßte sogar in der ersten Hitze den Entschluß, ihn auf das angebotene Werk immer und ewig vergebens im Laden warten zu lassen. Als er aber von der Straße nach dem verschlossenen Paradiese

hinauf schielte, Mariane vom Fenster auf ihn hinab sah und seinen Gruß mit holder Freundlichkeit erwiderte, da verschwanden Zorn und Nachlust aus seinem Herzen, und er stellte sich zur vorgeschriebenen Zeit im Buchladen ein.

Allein Herr Wolfgang war gar nicht begierig auf das Manuscript. Er sagte vornehm: er pflege nur Werke berühmter Männer in Verlag zu nehmen. „Man hat zwar Beispiele,“ fuhr er fort, „daß spitzfündige Buchhändler dann und wann ein gehaltloses, aus einer unbekanntem Feder geflossenes Werkchen irgend einem bekannten Schriftsteller wie einen Wechselbalg unterschieben und es frech auf seinen Namen taufen, um Käufer an sich zu locken; doch solcher Kniffe bedient sich kein rechtlicher Mann. Ich kann also, mein werthester Herr, von Ihrem geneigten Anerbieten auf keine Weise Gebrauch machen.“

Kurz angebunden wollte sich Rudolph eben entfernen, als Mariane, mit einem weißen Löwenhündchen im Arme, herein trat und ihn artig grüßte. „Was willst du?“ fuhr Wolfgang auf. „Der kleine Schäfer verlangt zu Ihnen;“ sagte sie freundlich. „Er zerkratzte mir beinahe das Kleid, bis ich ihm willfahrte.“ Es war ihr Glück, daß der Hund nicht reden konnte; er hätte gewiß widersprochen. Der grämliche Stiefvater schien auch einen leeren Vorwand zu wittern. Unsanft nahm er ihr den Hund vom Arme und gebot: „Laß uns allein!“ Sie neigte sich mit Anmuth gegen den jungen Mann und verschwand.

Nun war es ihm nicht möglich, den Keim der schönen Bekanntschaft wild zu zerstören. „Ich beklage,“ sprach er sanft, „daß meinem Romane die Ehre nicht werden soll, in Ihrem Verlage zu erscheinen. Er hätte dadurch von Haus aus eine gute Meynung von sich erweckt: und bloß die-

fer Wunsch leitete mich, ohne Absicht auf Geldgewinn, zu Ihnen.“

„Sehr verbunden!“ sagte der Buchhändler mit einer Verbeugung. „Ihre Höflichkeit besticht mich, eine Ausnahme von der Regel zu machen. Lassen Sie das Heft hier. Ich will es mit Muße durchlesen und Ihnen nach einigen Tagen meine Entschliebung eröffnen.“

5.

Wolfgang hatte einen gelehrten Schauherrn auf der Seite, den er über den Werth oder Unwerth der ihm angetragenen Verlagswerke zu Rathe zog, wenn nicht schon der Name des Verfassers den Gehalt derselben verbürgte. War es ein ernsthaftes, wissenschaftliches Werk, so ward es dem Schauherrn zur bedächtigen Prüfung ins Haus gesandt. Romane hingegen veranlaßten gewöhnlich einen kleinen Abendschmaus, zu welchem der Buchrichter, ohne Zuziehung anderer Gäste, eingeladen wurde. Nach Tische stopften die Herren ihre Pfeifen, Mariane las das in Frage stehende Werklein vor, und gab auch zuletzt, wenn die Sache zum Spruch kam, ihre beifallende oder verwerfende Stimme.

Vor dieses Gericht ward Rudolphs Roman gestellt. Mariane begann die Vorlesung mit Vergnügen, weil sie schon für den Verfasser ein wenig eingenommen war. Als aber vollends die Geschichte von Blatt zu Blatt anmuthiger ward, da griff die Vorleserin oft der künftigen Urtheilssprecherin voreilig ins Amt und brach in Lobeserhebungen aus. Selbst der ernste Schauherr wiegte mitunter beifällig sein Haupt und entschied am Ende: der Roman sey gut und vollkommen würdig, aus der berühmten

Buchhandlung des Herrn Balthasar Wolfgang in die Welt zu treten.

Mariane, die sonst den Kunstrichter nicht sonderlich leiden konnte, fand ihn in diesem Augenblicke sehr liebenswürdig, und da sie eben bemerkte, daß seine Pfeife ausgegangen war, so kam sie ihm mit dem brennenden Wachsstocke so schnell und freundlich zu Hülfe, daß er über diese Huld ganz erstaunte.

„Der junge Mann,“ fuhr er noch im Anrauchen fort, „besißt ein treffliches Talent. Er verspricht uns mit der Zeit einen deutschen Fielding. Ich möchte ihn wohl von Person kennen lernen.“

„Dazu kann Rath werden,“ sagte Wolfgang. „Ich lade ihn morgen zum Abendessen ein, und Sie nehmen auch mit einer Suppe bei uns fürlieb; so ist die Sache gemacht.“

Mariane hätte ihn küssen mögen, den lieben Mann, der diesen Entschluß veranlaßte. Zufällig zog er eben seinen Geldbeutel hervor, um dem Buchhändler eine kleine Auslage zu bezahlen. Schnell flog das dankbegierige Mädchen in eine Nebenstube, holte ein zierliches, mit eigenen Händen gearbeitetes Geldnetz und sagte: „Mich dünkt, Ihre Börse wird etwas unscheinbar. Haben Sie die Güte, sich künftig dieser zu bedienen.“ Er stuzte, machte viel Umstände, und behauptete besonders, daß er den Herrn Vater, für den diese köstliche Gabe wahrscheinlich bestimmt gewesen sey, nicht berauben wolle. „Nehmen Sie ohne Bedenken!“ sagte Wolfgang. „Mir setzen die Nachdrucker so zu, daß ich bald keinen Geldbeutel mehr brauchen werde.“

6.

Rudolph hatte des folgenden Tages einen sehr vergnügten Morgen und Abend. Früh erhielt er die glückweissagende Einladung, und bei der Abendtafel saß er wie ein Bräutigam neben Marianen. Diesen angenehmen Platz, um den ihn mancher Nebengast beneidete, verschaffte ihm der gefällige Schauherr, der des Mädchens Zuneigung zu dem jungen Schriftsteller bemerkte, und sein dankbares Gemüth wegen des erhaltenen Geschenkes an den Tag legen wollte, ohne sich mit einem Gegengeschenke in Kosten zu setzen. „Grazien und Dichter gehören zusammen!“ rief er, indem man sich zur Niederlassung an der Tafel anschickte. Er faßte zugleich die jungen Leute rechts und links und nöthigte sie, neben einander Platz zu nehmen. Herr Wolfgang schien nicht ganz damit zufrieden. Die willkommene Freisprechung vom Ehrensolde schloß ihm zwar den Mund; doch gab er auf das nachbarliche Pärchen scharf Achtung. Das war ihm auch nicht zu verdenken. Er mußte kurz zuvor einen reisenden Philosophen vom Tische jagen, weil er sich unstatthafte Freiheiten gegen Marianen herausnahm. Darum war ihm bange, der Romanschreiber möchte sich noch unartiger betragen. Aber Rudolph war die Bescheidenheit selbst. Er sah die schöne Nachbarin nur dann mit zärtlicher Sehnsucht an, wenn der lauernde Stiefvater sein Glas Burgunder behaglich und langsam ausschlürfte, und dabei, wie er sich angewöhnt hatte, die Augen zudrückte.

Rudolphs Vorsicht war ihm sehr nützlich. Herr Wolfgang führte ihn nach Tische vertraulich bei Seite und sagte: „Ihr Roman ist gut; ich gebe ihn morgen in die Dru-

ckerei und freue mich Ihrer Bekanntschaft. Wird Ihnen einmal Abends die Zeit lang, so besuchen Sie mich. Sie können zugleich die Correctur des Romans besorgen. Einen Abend um den andern finden Sie einen Bogen hier, und meine Tochter, die ich zur Druckfehlerjagd abgerichtet habe, mag Ihnen helfen.“

Herrliche Aussichten! Rudolph war von seinem Glücke so trunken, daß er sich auf dem nächtlichen Heimwege irrte und bei seinem Mutterhause vorbei lief, um es am andern Ende der Stadt zu suchen. Besser fand er am zweiten Abende darauf den Weg nach Wolfgangs Hause. Mariane brachte ihm schon einen Correcturbogen entgegen. Welche doppelte Freude, seine erste gedruckte Schrift in der Hand des geliebten Mädchens zu sehen!

Gemeinschaftlich machten sie sogleich Jagd auf das Schwarzwild des Setzers, und dieses verdrießliche Geschäft verwandelte sich in ein fröhliches Spiel. Ungefähr in der Mitte des Werks gab Rudolph ein Strafgesetz, daß ihm für jeden von Marianen übersehenen Druckfehler ein Kuß verfallen sey; und wunderbarer Weise wurden ihre sonst trefflichen Augen gerade um diese Zeit so schwach, daß sie oft in Strafe gerieth, die ihr der strenge Gesetzgeber auch niemals erließ. Herr Wolfgang wußte kein Wort davon, daß diese Gerichtsbarkeit auf seinem Grund und Boden von dem jungen Fremdling ausgeübt wurde. Er befand sich indessen gewöhnlich in einem Nebenzimmer, wo er Briefe schrieb, Rechnungen durchsah, Geld zählte, oder sich, von des Tages Last ermüdet, in einen Lehnstuhl warf und einschließ.

Rudolph ärgerte sich, daß sein Roman nur aus zwanzig Bogen und nicht aus eben so vielen Bänden bestand; denn da hätte doch die lustige Arbeit ein hübsches Weil-

chen gedauert. Aber in zwanzig Abenden war sie vollendet, und er mußte nun seine Besuche klüglich einschränken, um sich nicht bei dem Alten in Verdacht eines gefährlichen Hausfreundes zu setzen.

Der Roman war kaum aus der Presse, so stieß der Verleger in die Trompete, und kündigte ihn als ein Meisterwerk in den Zeitungen an. Aber dem Verfasser, dessen Name auf dem Titel stand, bekam das sehr übel. Die hohen Gönner, denen er, seiner Mutter zu Gefallen, wöchentlich den Hof machte, empfingen ihn bei der nächsten Aufwartung mit finstern Gesichtern und fragten: ob er der Rudolph Bach sey, der den in den Zeitungen angekündigten Roman geschrieben habe. Er mußte das gestehen. Da schlug der eine die Hände hoch zusammen; der andere schalt: „Wie kann man sich mit solchen Poffen abgeben!“ der dritte sagte gar: die Romane habe der Teufel erfunden. Zuletzt stimmten sie sammt und sonders in der alten, einfältigen und schon tausend Mal durch die That widerlegten Meinung zusammen: ein Schriftsteller könne kein brauchbarer Geschäftsmann seyn, und entließen ihn mit dem Bescheide, sie forthin mit seinen Gesuchen um ein Amt nicht weiter zu behelligen.

„Nun wie wardst du aufgenommen?“ fragte seine Mutter wie gewöhnlich. „Sehr gut!“ sprach er, um sie nicht zu beunruhigen. So oft sie ihn aber von jetzt an nöthigte, den Romanenfeinden zu höfeln, ging er zwar mit Armhut und Degen ohne Widerspruch aus, aber spazieren.

7.

Ungefähr einen Monat nachher mußte er eines Freundes wegen einen noch weitern Spaziergang unternehmen.

Er hatte auf der Universität einen jungen Edelmann Namens Bruno von Freiwald kennen gelernt und Freundschaft mit ihm geschlossen. Es war ein lustiger Wildfang. Er blickte nur in seine Bücher, wenn es ihm an einer fröhlichen Unterhaltung gebrach, lehnte sich gegen jede Beschränkung der akademischen Freiheit heftig auf, und war in allen Dingen ein geschworener Feind des alten Herkommens, das er Philisterei nannte. Er fiel oft seinen Freunden und Bekannten mit muthwilligen Streichen zur Last; doch keiner zürnte deshalb ernsthaft und anhaltend auf ihn, weil er übrigens brav und gutherzig war, und sich in alle seine Ränke und Schwänke kein Schatten von Tücke mischte.

Als Rudolph nach Ablauf seiner Universitätszeit seinen Freunden bekannt machte, daß er sich in seiner Vaterstadt um ein Amt bewerben wolle, spottete Bruno über diesen zahmen Entschluß und zeichnete auf der Stelle mit flüchtigen Strichen ein Zerrbild, wie Rudolph, mit Schlafrock und Nachtmütze, in einem Großvaterstuhle saß, ein Windelkind auf dem Schooße hatte, und es mit Mehlmuß äßte, während sechs andere kleine Sprößlinge um ihn herum krabbelten, und ihn ein häßliches Weib mit dem Pantoffel zu schlagen drohte. — Er, der Zerrbildner, wollte die Welt durchschweifen, und sich, ohne festen Reiseplan, von Zufall und Laune bald vorwärts, bald rückwärts treiben lassen. Der frühe Tod seiner Eltern hatte ihn reich und unabhängig gemacht; dennoch nahmen sich einige Oheime und Basen oft die Freiheit, ihn zu meistern, und er lebte darüber mit ihnen in einer beständigen Spannung. Er wußte, daß sie seinen zwecklosen Auszug in die weite Welt nicht billigen würden; darum gab er ihnen erst dann, als er ihn schon begonnen hatte, Nachricht davon.

Zugleich bat er: sie möchten sich, da er unter einem fremden Namen reise, nicht bemühen, ihn auszuforschen; doch habe er, falls sie ihm vielleicht über kurz oder lang etwas Wichtiges mitzutheilen hätten, die Einrichtung getroffen, daß Rudolph Bach ihre Briefe in Empfang nehmen und weiter besorgen werde.

Vier oder fünf Monate nachher erhielt Rudolph einen an Bruno gerichteten starken Brief, mit dringender Bitte, ihn eiligst in dessen Hände zu bringen. Das war nicht möglich, weil der Abenteurer, seitdem sie sich getrennt hatten, nichts von sich sehen und hören ließ. Der Brief blieb also liegen. Aber bald fragte der Einsender wieder an, ob er bestellt sey, und setzte hinzu: der Inhalt sey so wichtig, daß Bruno, wenn er seinen gegenwärtigen Aufenthalt nicht bekannt gemacht habe, durch öffentliche Blätter aufgefordert werden müsse, sich zu melden. Rudolph erließ denn die verlangte Vorladung, und nach einigen Wochen erhielt er von Bruno folgende Zeilen:

„Was gibt's, daß Du mich in Zeitungen aufruffst? Du hast vermuthlich Scheltbriefe an mich. Bleib mir damit vom Halse, sonst fliegen sie ungelesen ins Feuer. Willst Du mich aber als Freund sehen und sprechen, so komm' in die Löwenburg. Da findest Du mich, wenn mich nicht indessen das darin hausende Ungeheuer verschlungen hat.“

Rudolph ward aus diesem Briefe nicht klug. Die Löwenburg, ein altes, wüstes Schloß, das dreißig bis vierzig Meilen von seinem Wohnorte lag, war ihm bekannt; er begriff nur nicht, wie sich Bruno in diesem Culenneste aufhalten und ihn dahin einladen konnte. Gleichwohl sah er, da der ihm zugesandte Brief sehr wichtig seyn sollte, keinen andern Rath, als sich selbst damit auf die Beine

zu machen und den Sonderling zum Lesen zu zwingen. Nur die Weite des Weges war ihm verdrießlich, und er beschloß vor der Hand, sich einige Tage Bedenkzeit zu nehmen.

8.

An einem der nächsten Morgen schrieb ihm Wolfgang: „Besuchen Sie mich so schnell als möglich; ich habe Ihnen etwas Erfreuliches mitzutheilen.

Er eilte hin. Wolfgang war im Laden, faßte ihn aber sogleich unter den Arm und führte ihn die Treppe hinauf in sein Wohnzimmer. Hier stand eine Mandeltorte zwischen zwei Flaschen Wein. Daneben lag eine gelehrte Zeitung. Diese gab ihm Wolfgang in die Hand und sagte mit einem schalkhaften Gesichte: „Lesen Sie!“

Das Blatt enthielt eine sehr schmeichelhafte Beurtheilung seines Romanes.

„Nun, wie ist Ihnen um's Herz?“ rief der Buchhändler, als Rudolph die Zeitung wieder auf den Tisch legte. „Ich wundere mich, daß Sie nicht vor Freude in die Luft springen; aber nicht wahr, ein Glas Wein wird darauf schmecken?“ — Er schenkte ein und rief: „Ihr Kunstrichter soll leben! — Ich wüßte nicht, wenn mir eine so geschickte Recension zu Gesicht gekommen wäre. Sie that auch bereits gute Wirkung. Gestern Abend kam sie hier an, ward im Museum gelesen, und diesen Morgen verkaufte ich schon gegen zwanzig Exemplare des Romans. Gott geb' einen gesegneten Fortgang!“

Er trank dem Schriftsteller tapfer zu. Es war augenscheinlich seine Absicht, ihn zu einem fröhlichen Rausche zu verleiten. Aber unruhig und verlegen saß Rudolph da und wandte seine Augen oft nach der Thür.

„Was sehen Sie denn immer dorthin?“ fragte Wolfgang mit lachendem Munde.

Rudolph wich durch einen schnellen Trunk der Antwort aus. Der Buchhändler schien sie nicht zu vermissen. Er füllte die Gläser rasch, und als er endlich seinen Mitzecher etwas benebelt sah, überfiel er ihn plötzlich mit dem alten Trinkspruche: „Was wir lieben!“

Der Jüngling erglühte wie Purpur, und vor Bestürzung vergaß er sein Glas anzufassen.

„Nun, lieben Sie denn nichts?“ fuhr ihn Wolfgang ordentlich an.

„Ja!“ rief Rudolph, mit Weinnuth auffpringend: „Ja, ich liebe Ihre Tochter und erbitte sie mir zur Gattin.“

„Das hab' ich gedacht;“ sagte der Buchhändler mit listigem Lächeln. „Ich merkte lange, daß ihr euch liebt; aber die Heirath, mein Freund, läßt sich hier bei der Flasche nicht abschließen. Indessen will ich Ihnen einen Vorschlag thun, der so gut als ein Jawort ist. Schreiben Sie mir frisch hinter einander zwölf gute Romane, jeden von drei oder vier tüchtigen Bänden, und sobald Sie den letzten vollendet haben, soll Mariane die Ihrige seyn.“

„Sie scherzen!“ erwiderte Rudolph. „Oh' ich diese herkulische Arbeit zu Stande brächte, wär' ich todt oder wenigstens ein abgelebter Greis.“

„So muß ich wohl etwas nachlassen;“ sprach Wolfgang. „Schreiben Sie mir — —“ Er hielt horchend inne und sagte: „Mariane kommt! Berrathen Sie sich nicht, daß wir von ihr sprachen. Sie soll und darf's noch nicht wissen.“

9.

Mariane trat herein und bezeugte dem erröthenden Freunde ihr Vergnügen über das ihm zu Theil gewordene Lob.

Er war beklommen und verlegen und konnte kaum einen schicklichen Dank für ihren Glückwunsch aufbringen. Der Vater reichte ihr ein Glas Wein und ein Stückchen Torte. Sie setzte sich, um die Süßigkeiten gemächlich zu genießen; er jagte sie aber, auf den Romanhandel erpicht, sogleich wieder vom Stuhle, drängte sie, geschwind zu essen und zu trinken, und gab ihr dann einen Auftrag, den sie mit möglichster Behendigkeit außerhalb des Hauses besorgen sollte.

Kaum war sie aus dem Zimmer, so fuhr er hastig fort: „Ich will die Hälfte nachlassen. Schreiben Sie mir nur sechs Romane; aber lauter Geistergeschichten, je schauderhafter je besser! Dem Leser muß das Haar emporsteigen; er muß, wenn er bei Nacht liest, die Beine an sich ziehen und es nicht wagen, in einen dunklen Winkel zu blicken. So will's die Welt und so will ich's; denn mit solcher Waare macht man jetzt das meiste Glück.“

„Sie fordern etwas Unmögliches von mir;“ entgegnete Rudolph. „Ich bin im Geisterreiche fremd; ich forschte nie nach alten Sagen, durchkroch keine wüsten Schlösser, und that überhaupt nichts, mich zu einem Märchendichter zu bilden.“

„D, das läßt sich nachholen!“ sagte der Buchhändler. „Machen Sie eine Reise! Wir haben in einem Umkreise von dreißig bis vierzig Meilen viel alte Raubnester, worin es spukt. Uebernachten Sie in solchen Geisterherbergen, lassen Sie sich einen Tisch und ein Lämpchen hinein setzen, und arbeiten Sie an Ihren Romanen. Das muß Werke geben, die sich gewaschen haben! Aber freilich — Muth gehört dazu!“

„Den gibt die Liebe!“ rief Rudolph. „Und damit Ihnen das nicht als Prahlerei klinge, so gelob' ich heilig

und fest, mich nächstens in drei oder vier wüsten Schlössern eine Nacht aufzuhalten, und darin einen Versuch zu machen, ob ich fähig bin oder nicht, den sonderbaren Preis, den Sie auf Marianens Hand setzen, zu entrichten.“

Wolfgang hatte den Vorschlag dieser abenteuerlichen Reise eigentlich nur im Scherze gethan, und wunderte sich daher, daß Rudolph so ernstlich dazu bereit war.

„Betrachten Sie es als eine Liebesprobe!“ sagte der Jüngling. „Ich habe jetzt gerade die beste Gelegenheit, sie abzulegen, da ich ohnedieß nach der Löwenburg zu reisen genöthiget bin.“

„Nach der Löwenburg?“ — fragte Wolfgang, und die plötzliche Veränderung seiner Gesichtsfarbe verrieth eine gewisse Bestürzung und Unruhe, die ihn nicht eher verließ, bis ihm Rudolph sein Geschäft in der Löwenburg bekannt machte. Jetzt ward ihm wieder leicht um's Herz. Er schlug ein freudiges Gelächter auf, ermunterte den jungen Schriftsteller nochmals zur Ausarbeitung der sechs Geisterromane, und wiederholte seine Zusage, daß er dann Marianen heimführen solle. Diesen Vertrag besiegelten sie mit einem kräftigen Handschlage, und Rudolph sang und sprang, von Wein und Liebe voll, nach Hause. Es kam ihm nicht in die Gedanken, daß ihm der eigennützigste Mann eine kleine Bibliothek von Romanen ablocken und am Ende den versprochenen süßen Lohn verweigern könnte.

10.

Erst auf der Schwelle seiner Wohnung fiel ihm ein anderer Stein auf's Herz. Er mußte seiner Mutter die vorhabende Reise entdecken, und sein ehrliches Gemüth ließ es nicht zu, ihr den mit Marianens Vater geschlos-

fenen Handel zu verschweigen. Die erstere Meldung vernahm sie mit ziemlicher Ruhe und Gelassenheit. Sie verehrte die höhern Stände ungemein, und sah daher auch die bedeutende Reise, die Rudolph in den Angelegenheiten eines Edelmanns machen wollte, für ein zwar schweres, doch schuldiges Opfer an. Als er aber furchtsam bekannte, daß er sich, aus Liebe zu Marianen, gegen ihren Stiefvater verbindlich gemacht habe, ein tapferer Romanschreiber zu werden und sich dazu in einigen wüsten Schlössern zu bilden, da wollte sie ganz aus der Haut fahren. „Ach, mein Sohn, mein unglücklicher Sohn!“ rief sie aus: „Du hast, wie ein alter, ehrbarer Dichter sagt, die Schwindsucht der Vernunft, so man die Liebe nennt!“

Er beruhigte das seufzende Mütterchen mit dem Versprechen, daß er nur in Erholungsstunden, die von andern Jünglingen auf Spiel und Tanz verwendet würden, an den Romanen arbeiten, übrigens aber der Rechtswissenschaft treu bleiben, und nach der Rückkehr von der Löwenburg seine Bewerbungen um ein Amt mit verdoppeltem Eifer fortsetzen wolle.

„Nun gut!“ sagte sie. „Das ist der rechte Weg zu deinem Glücke. Verlaß dich nur ja nicht auf den geizigen Buchhändler! Du würdest ihm, wie Jakob dem Laban sieben Jahre um die schöne Rahel diente, eben so lange um Marianen fröhnen, und dich zuletzt wie der gute Jakob betrogen sehen.“

„O, ich will wohl auf meiner Huth seyn, liebe Mutter!“ antwortete Rudolph, und machte nun Anstalten zu seiner Fußreise, die er gleich des folgenden Tages antreten wollte.

Am Abend ging er in Wolfgangs Haus, um von ihm und Marianen Abschied zu nehmen. Jener war sehr froh, daß der Grundstein der Romane, von welchen er sich gol-

dene Berge versprach, schon so bald gelegt werden sollte. Aber Mariane, die es nicht wußte, was die beiden Männer weiter verabhandelt hatten, bezeigte wenig Vergnügen über die abenteuerliche Reise, und der Name der Löwenburg schien ihr eben so unbehaglich, als ihrem Stiefvater zu seyn. Rudolph hätte sich gern dieses Räthsel von ihr lösen lassen; aber Wolfgang bewachte die jungen Leute den ganzen Abend, und sie mußten sich trennen, ohne daß ein Gespräch unter vier Augen zu Stande kam.

11.

Nach drei kleinen Tagereisen, die kein bedeutendes Ereigniß merkwürdig machte, kam der Wanderer Abends in ein Dorf, wo er die Nacht über bleiben wollte. Ein naher Jahrmart hatte das Wirthshaus mit Gästen gefüllt. Ein Wettgeschrei von hundert Stimmen durchtobte die Schenkstube. An dem einen Tische saßen Pfefferküchler beisammen und zogen auf Napoleon los. Sie betheuertem: wenn er noch länger geherrscht und die Sperrung der Häfen fortgesetzt hätte, so wäre bald das ungeheure Unglück entstanden, daß die halbe Welt keinen Pfefferkuchen mehr zu essen gehabt hätte. — Eine lange Tafel hatten beurlaubte Soldaten eingenommen, und zwei Großsprecher, die einander zu überschreien suchten, erzählten ihre Kriegsthaten mit solcher Hast, daß der Hauch ihres Mundes von Zeit zu Zeit die Lichter auslöschte. — Am dritten Tische befanden sich acht oder neun finstre Schuster, und mitten unter ihnen ein hochgelahrter Schulmeister, der ihnen den berühmten Jakob Böhme und den ehrlichen Hans Sachs als Zunftgenossen bekannt machte. — Am vierten Tische erzählte eben, als Rudolph hinzu trat, des Gast-

wirths alte Mutter den Schluß eines Märchens, und nahm es sehr übel, daß ihr ein naseweiser Dorfkrämer ins Gesicht lachte und ihr ausgeschüttetes Wunderhorn für einen Spreukorb handgreiflicher Lügen erklärte. „Nun, so spricht von Euren Pfefferdüten,“ sagte sie und setzte sich in einen Schmollwinkel.

Da erinnerte sich Rudolph der bekannten Sage vom verstorbenen Musäus, daß er den Stoff seiner lieblichen Volksmärchen in Kockenstuben eingesammelt, und bisweilen zahlreiche Gesellschaften greiser Mütterchen zu sich eingeladen habe, um sich alte Wundergeschichten von ihnen erzählen zu lassen. Rudolph entschloß sich sofort, aus gleicher Quelle zu schöpfen. Er nahte sich der beleidigten Alten mit Ehrerbietung und sagte: „Liebe Mutter, Ihr erzähltet vorhin ein schönes Märchen, wovon ich leider nur den Schluß vernahm. Ich liebe dergleichen anmuthige Geschichten, und ich würde sehr dankbar seyn, wenn Ihr mir die besten, die Euch bekannt sind, mittheilen wölltet.“

„Wie soll ich das verstehen?“ antwortete sie. „Wollt Ihr mich vielleicht auch, wie jener Gelschnabel, verspotten?“

Er betheuerte, seine Bitte sey ernstlich und arglos, und nun war sie bereit, ihm zu willfahren. „Aber heute ist's zu spät;“ sagte sie. „Auch beunruhiget das Getümmel der Marktleute das ganze Haus. Wir könnten fogar in der abgesonderten Stube, die Euch mein Sohn angewiesen hat, kein Wort von Bedeutung sprechen. Habt Ihr aber Zeit, noch einen Tag hier zu verweilen, so will ich morgen Abend einige Weiber und Mädchen zusammen rufen, und da sollt Ihr die besten Märchen, die man hat, zu hören bekommen.“

Rudolph nahm diesen Vorschlag an, weil er ohnedieß seinen müden Füßen einen Kasttag geben wollte.

## 12.

Er brütete den ganzen folgenden Tag in seiner Stube über Entwürfen, des Buchhändlers Romanenhunger zu stillen. Abends hielt die Alte Wort. Sie führte drei oder vier betagte Weiber und einige Mädchen, unter welchen die schlanke, freundliche Tochter des Schulmeisters hervorstach, bei ihm ein. Er nöthigte die Gesellschaft, Platz zu nehmen, und setzte sich in der Nähe der Jugend an einen Tisch, um die Sagen der Vorzeit, die man ihm erzählen wollte, niederzuschreiben.

Freundlich wandte er sich an das liebliche Kind und bat um ein Märchen; aber die redseligen Alten fielen ihm gleich ins Wort und eigneten sich die Ehre zu, die Unterhaltung anzufangen. Zuerst gab man ihm eine Geschichte von einem verwünschten Schlosse, worin ein steinerner König herumgeht und immer ein Gefolge von Schlangen hinter sich hat, die weiland seine Höflinge waren. — Das zweite Märchen handelte von den Launen einer tückischen Fee, die in einem diamantenen Palaste wohnt und durch eine Inschrift über der Pforte Jedermann einladet, sich eine Gnade zu erbitten. Da fehlt's denn nicht an Leuten, die anklopfen. Sind es Schelme, Dummköpfe oder windige Abenteurer, so reicht sie ihnen große Körbe und Säcke voll Gold heraus; kommt aber ein verständiger und bescheidener Biedermann, so bestellt sie ihn von einem Tage zum andern wieder, und beschenkt ihn am Ende mit goldenen Seifenblasen, die ihm unter den Händen zerfließen. — Einige andere Märchen folgten diesen, und so kam die Mitternacht heran, welche die Hausmutter mit einer dazu aufgesparten, überaus fürchterlichen Gespenstergeschichte feiern wollte.

Indem sie die Rockenstube damit in Schrecken setzte, entstand plötzlich im Rauchfange des Kamins ein seltsames Geräusch. Die Frauen und Mädchen fuhren bestürzt zusammen, und selbst die Alte, die eben den Vortrag hatte, verstummte. Aber sie faßte sich bald und sagte: „Sind wir nicht Kinder! Da fürchten wir uns vor einer Fledermaus oder Eule, die über den Schornstein hinweg fliegt. Lachen Sie uns nicht aus, lieber Herr!“

Sie erzählte nun weiter: doch nach wenigen Minuten ließ sich ein neues dumpfes Getöse vernehmen, und gleich nachher fuhr ein gehörnter Popanz, mit einem langen Bocksbarte, aus dem Rauchfange herab. Todesschrecken warf die zunächst sitzenden alten Weiber mit ihren Spinnrädern in einen Klumpen zusammen. Das Gespenst sah einen Augenblick still aus dem Kamin hervor: dann gefiel es ihm, bärenhaft brummend, vom Herde niederzusteigen. Da stürzte die ganze Spinnstube mit gällendem Geschrei zur Thür hinaus und der Unhold verfolgte sie.

Rudolph, der den Spuk starr angesehen hatte, ohne sich vom Stuhle zu bewegen, stand jetzt auf und ging mit einiger Vorsicht über die Hausflur; denn es war ihm vor Backenstreichen bange, womit die Geister, wie bekannt, sehr freigebig sind. Doch kam er ohne Anfechtung in die Schenkstube hinüber. Hier fand er den Wirth noch wach; die Spinnerinnen ächzten und wehlagten um ihn her: nur das schöne Mädchen hatte Kraft und Fassung, den Vorfall zu erzählen.

Der Wirth schlug ein Hohngelächter auf und sagte: „Was gilt's? Das Jüngferchen hat einen Liebhaber, der uns aus Eifersucht diesen Spaß machte.“

Das Mädchen erklärte diese Vermuthung für einen grundlosen Scherz.

„Nun, ich will den leichtfertigen Vogel wohl finden!“ versetzte Jener. „Das Haus ist fest verschlossen: er kann nicht entweichen.“

Hiermit nahm er zwei Lichter in die Hand und durchsuchte Haus und Hof. Der Bocksbart ließ sich aber nirgends entdecken: er hatte sich als Geist erwiesen und sich unsichtbar gemacht. Darüber ward der Wirth ganz kleinlaut, und Rudolph und die Frauen mußten ihm versprechen, die Begebenheit zu verschweigen, damit sein Gasthof in keinen übeln Ruf komme.

Der Romanendichter fand es schieklich und angenehm, des Schulherrn reizende Tochter nach Hause zu führen. Er kehrte dann furchtlos in seine Stube zurück, und war für seine Person mit der Spukgeschichte zufrieden, weil er durch die gehabte Gelegenheit, den lebendigen Ausdruck des Schreckens zu beobachten, eine brauchbare Ausbeute gewonnen hatte. Er schlief ungestört bis an den Morgen und setzte dann seinen Stab weiter.

13.

Auf dem Wege nach der Löwenburg lagen zwei wüste Schlösser, die er sich, um das Gelübde der Liebe zu erfüllen, zu Nachtherbergen ausersehen hatte. Bei dem ersten kam er des folgenden Tages an. Er ging hinein, fand eine noch nicht ganz zerstörte Halle und wählte sie zu seinem nächtlichen Studierzimmer. Da es aber noch nicht Abend war, kehrte er in dem nahe dabei befindlichen Marktflecken ein, aß und trank, und ersuchte den Wirth, ihm einen Tisch und Stuhl, nebst Papier, Federn und zwei Lichtern, in die Halle setzen zu lassen. Stutzend trat der Mann zurück und starrte ihn an wie einen Menschen,

der plötzlich anfängt, irre zu reden. Dennoch versprach er sogleich Gewährung, weil er sich dadurch des bedenklichen Gastes am Besten zu entledigen glaubte. Aber der Hausknecht war kaum bei hellem Tage zu bewegen, die verlangten Bedürfnisse in die alte Burg zu tragen. Als er sich endlich dazu bequemte, bat er sich auf der Stelle sein Trinkgeld aus: denn der vorsichtige Schlaufkopf besorgte, sein Schuldner möchte von den Burggeistern erwürgt werden und die gerechte Forderung dadurch verloren gehen.

Gegen Mitternacht kletterte Rudolph mit einer Laterne über die Burgtrümmer, und wehrte sich mit Lusthieben gegen die Käuzlein und Fledermäuse, die das ungewohnte Licht wie menschliche Finsterlinge verfolgten, und heulend und pfeifend um ihn herflogen.

Er kam glücklich zu der ihm schon bekannten Halle und öffnete die angelehnte Thür. Aber jetzt ergriff ihn ein Schauer, als die Lichter, die er erst anzünden wollte, in der Mitte des langen Gewölbes schon brannten, und eine weiße, leichenhaft umhüllte Todtengestalt schreibend am Tische saß. Ungeört durch Rudolphs Ankunft, schrieb sie noch ein Weilchen fort, erhob sich dann, stieß dreimal mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf das beschriebene Blatt, ging mit feierlich abgemessenen Schritten die Halle hinab und verschwand am Ende derselben im Dunkel.

Rudolph hielt es für rathsam, diesen ruhigen Abzug nicht zu stören. Er ging an den Tisch, um zu sehen, ob der schreibende Geist vielleicht so gefällig gewesen sey, ihm den Plan eines trefflichen Romanes aufzuzeichnen. Aber statt dessen fand er folgende Zeilen mit eckiger Mönchsschrift geschrieben:

Bethörter Jüngling, laß es bleiben,  
Das unglücksel'ge Bücherschreiben!  
Langbein's sammtl. Schr. IX. Bd.

Ich selbst war, als ich lebt', ein Thor,  
 Der sich's als Egg' und Pflug erkor,  
 Die Welt mit Schriften zu ergößen.  
 Ach! warum strebt' ich nicht drauf los,  
 In eines Amtes warmen Schoos  
 Mich ruhig und bequem zu setzen!  
 Ich schrieb manch' fröhliches Gedicht,  
 Doch frohe Tage kannt' ich nicht. —  
 Drum ließ ich mir auf meinen Grabstein äzen:  
 „Hier ruht ein Mann, der Andern Freude machte,  
 Sich aber selbst um Glück und Freude brachte.“

Diese wehmüthigen Worte griffen dem bestürzten Leser ans Herz. Er zerbrach sich den Kopf über den Schreiber. Die erste und natürlichste Vermuthung war die, daß es ein verummter Mensch gewesen sey. Doch woher wußte der Geisteraffe, daß sich Rudolph der Schriftstellerei widmen wollte? Das war nur seiner Mutter und dem Buchhändler bekannt. Aber jene schlichte, redliche Frau, die mit geheimen Listen nie umging, hatte gewiß keinen solchen Warner gedungen; und noch weniger konnte Wolfgang der Anstifter seyn, weil er dadurch ganz gegen seinen Vortheil gehandelt hätte. Also mußte sich Rudolph, so sehr auch seine Vernunft dagegen stritt, zu dem Glauben bequemen, daß sich der Geist eines alten verkümmerten Dichters die Mühe genommen habe, ihm mit gutem Rathe zu dienen.

Die lange, finstere Halle, von welcher seine Lichter kaum den vierten Theil erleuchteten, war ihm nun ein ängstlicher Aufenthalt, und an Erfindung romantischer Geschichten war nicht zu denken. Doch, seinem Gelübde treu, wich er nicht von der Stelle. Mariane stand ihm wie ein freundlicher Schutzengel immer vor Augen, und die Nacht verging, ohne daß ihm ein neues Abenteuer begegnete.

14.

Als er sechs oder acht Meilen weiter gewandert war, lag das zweite wüste Schloß vor ihm. Er wäre gern um diese neue Schule der Herzhaftigkeit herumgegangen, wenn es ihm erlaubt geschienen hätte, sein Wort zu brechen. Damit er jedoch sicher sey, von keinem Menschen darin geneckt zu werden, hielt er im nahen Städtchen, wo er einige Stunden ausruhte, sein nächtliches Vorhaben geheim. Er kaufte gegen Abend eine Laterne, Lichter und Feuerzeug, und ging damit, von Niemand bemerkt, ins einsam liegende Schloß.

Er fand in demselben ein Gemach, dessen verfallene Wände noch auf allen Seiten hoch genug waren, ein brennendes Licht gegen den Wind zu schützen. Hier ließ er sich nieder. Ein breiter Stein war sein Sessel, und der riesenhafte steinerne Rumpf eines Ritters, der, aus einer Blende herabgestürzt, Arme und Beine gebrochen hatte, sein Tisch. Das war wohl dem rüstigen Kämpfen, der vermuthlich sein Leben lang alle Federgeschäfte ritterlich haßte, nicht an der Wiege gesungen worden, daß einst der Rücken seines Standbildes einem jungen Romanendichter zum Schreibepulte dienen würde.

Rudolph hatte die Warnung des Dichtergeistes in den Wind geschlagen, und begeistert von der jungen Muse, die einst seine Frau werden sollte, begann er einen Roman, wozu er sich schon im Wandern die nöthigen Zurüstungen gemacht hatte. Er schrieb einige Blätter mit solcher Versehenkung in sein Werk, daß er alles um sich her vergaß.

Auf einmal hallten Fußtritte durch das öde Gemäuer. Anfangs weit entfernt, waren sie kaum hörbar; doch immer kamen sie näher. Endlich trat ein geharnischter Rit-

ter mit geschlossenem Helmfenster ins Gemach und sagte mit rauher Stimme:

„Bartloser Fant, was hast du hier im Sinn?  
 Berechnest du den schimpflichen Gewinn,  
 Wenn ihr, wie euch der grimme Geiz gelehrt,  
 Die Mauern dieser grauen Burg zerstört,  
 Und das Gestein verkauft, damit etwann  
 Ein Krämer sich ein Lusthaus bauen kann?  
 Schon habt ihr vieler Berge stolzes Haupt  
 Der alten Krone freventlich beraubt:  
 Ihr habt gehackt, geschaufelt, bis das Schloß,  
 Das oben stand, in euren Sackel floß.  
 War's wohl die Hand voll rother Heller werth,  
 Daß ihr deßhalb ein Alterthum entbehrt?  
 Ein Denkmal aus der deutschen Ritterzeit,  
 Von welcher ihr nur Schattenbilder seyd!  
 Ha! schätzen und bewahren solltet ihr  
 Der Burgen Rest, als eine Landeszier,  
 Und durch den Anblick stärken euren Geist,  
 Der nicht mehr deutsch ist, der nur deutsch noch heißt. —  
 Was starrst du mich mit finstern Augen an?  
 Ich weiß die Thaten, die ihr jüngst gethan!  
 Wie ein gequälter Stier zulezt ergrimmt  
 Den Peiniger auf seine Hörner nimmt,  
 Und in die Luft wie einen Ball ihn schnellst,  
 Daß niederstürzend sein Gebein zerschellt:  
 So fastet ihr des fremden Drängers Macht,  
 Und malmtet sie in mancher braven Schlacht.  
 Doch euer Werth, der hoch im Felde stieg,  
 Wie kläglich sank er nach erfocht'nem Sieg!  
 Bescheiden still ist ächtes Heldenthum;  
 Ihr aber lärmt mit eurer Thaten Ruhm,  
 Und macht mit Mund und Schrift euch mächtig breit,  
 Was für ein Kern- und Wundervolk ihr seyd.  
 O, dieß undeutsche Großthun ziemt euch nicht!  
 Ist's denn genug, wenn man nur tapfer ficht?  
 Muß man nicht auch von schnöder Selbstsucht rein,  
 Gut und gerecht und altdeutsch redlich seyn?“

Das ist der wahren Deutscheit goldner Kern!  
 Den machet euch ganz eigen, liebe Herrn!  
 Ringt euch beherzt von Stolz und Dünkel los,  
 Strebt groß zu seyn, nur nennt nicht selbst euch groß! —

Hier schwieg der Ritter, wandte sich und trat ab.

Rudolph ließ den Verdacht, daß er ein Finanzbeamter oder ein Steinhändler sey, auf sich sitzen und vertheidigte sich mit keinem Worte dagegen. Des Eiserers Schritte verhallten nach und nach in der Ferne: die Burg ward wieder so still als vorher: aber die gute Stimmung, in welcher sich der Romanenschreiber vor diesem Auftritte befand, war verschwunden; er brachte keine Zeile mehr zu Stande. Dessen ungeachtet hielt er in den öden Mauern herzhaft aus, bis ihm der grauende Tag erlaubte, mit Ehren weiter zu wandeln.

15.

Dreißig Stunden später sah er die Löwenburg, die Königin der Ruinen, aus Felsen und Bäumen hervorblicken.

Da es eben Mittag war, ging er zuvörderst ins nächste Dorf zum Essen und forschte im Wirthshause, ob die Burg noch wohnbar sey und ob sich Jemand darin aufhalte. „Ja, leider!“ sagte der Wirth. „Es haust drin seit Menschengedenken ein Unbekannter, vor dem uns der liebe Herrgott bewahre! Es soll ein fürchterlicher Unhold seyn, der ein schönes Fräulein gefangen hält und vermuthlich sehr eifersüchtig ist; denn betritt Jemand sein Gebiet, so wirft er mit Steinen und thut bisweilen Schreckschüsse: drum wagt sich seit langer Zeit Niemand mehr in seine Residenz, und so hört man jetzt wenig oder nichts von ihm.“

Unbefriediget, weil er von Bruno nichts erfahren hatte, begab sich Rudolph nach Tische zur berühmten Burg und fand ihren Anblick in der Nähe so wunderschön, daß er sich ihr gegenüber setzte, um sie zu zeichnen. Zufällig ging eben der Dorfschulmeister mit seinen Chorknaben vorbei. Der Zeichner ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und fragte ihn, ob die Sage, daß es in den Ruinen nicht geheuer sey, einigen Grund habe. Da blies sich der Meister auf, lächelte vornehm und entgegnete zierlich: „Ein Mann, wie ich, der aus dem Silberborne der Weltweisheit geschöpft und getrunken hat, überläßt es den Hesen des Volkes, Gespenster zu glauben.“ Er hatte diese kostbaren Worte kaum gesprochen, als ein beträchtlicher Stein aus der Burgpforte flog und ihm zwischen die Beine rollte. Erblassend that er einen Angstsprung und ergriff mit seinen Knäblein eiligst die Flucht.

Ungeschreckt durch die Feigheit des Weltweisen, ging Rudolph jetzt in die Burg, und wünschte sehnlich, seinen Freund, der ihn dahin eingeladen hatte, zu finden. Aber der ganze innere Raum war still und todt, und es flogen nicht einmal, nach der Sage des Schenkwrths, Steine umher. Vergebens rief Rudolph den Namen Bruno oft und laut; vergebens klopfte er an eine verschlossene Thür. Er hielt es nun für entschieden, daß ihn der muthwillige Mensch in den April geschickt habe. Darüber aufgebracht und der schauerlichen Nachtwachen überdrüssig, ging er ins Wirthshaus zurück, um dort gemächlich zu schlafen und des andern Morgens seine Rückreise anzutreten.

Kaum eingeschlummert, träumte ihm: Wolfgang stehe mit Marianen vor seinem Bette und sage: „Sieh, da liegt der Weichling in den Federn, und prahlte doch, er wolle Dir zu Liebe in drei oder vier wüsten Schlössern bei Nacht

an Romanen arbeiten!“ — Darüber erwachte der Schläfer, stand beschämt auf, kleidete sich wieder an und eilte stracks in die Löwenburg.

16.

Er richtete sich zwischen den Mauerschädeln — wie man in Oberdeutschland die Ueberreste alter Schlösser kräftig nennt — so gut als möglich ein. In der zwölften Stunde sah er eine zwerghafte Gestalt mit einer Leuchte auf sich zukommen. Sie winkte, ihr zu folgen. Er trug einige Minuten lang Bedenken; endlich entschloß er sich dazu. Der Kobold hüpfte wie ein Frosch vor ihm her und führte ihn an die Thür, die er fünf oder sechs Stunden zuvor verschlossen gefunden hatte.

Jetzt sprang sie wie von selbst weit auf, und mit Erstaunen und Grausen erblickte er in einem hell erleuchteten Gemache den schrecklichen Unhold, von dem in der Dorfschenke die Rede war. Mit einer Bärenhaut bekleidet, das Gesicht ganz mit Haaren bewachsen und auf eine Herkuleskeule gestützt, stand er hinter einem Tische, an welchem ein junges, blühendes Mädchen saß. Schaudernd trat Rudolph einige Schritte zurück; aber der furchtbare Mann ging auf ihn zu, ließ seine Haarmaske fallen, und mit freudiger Ueberraschung sank Rudolph in Bruno's Arme.

Als sich Jener von seiner Verwunderung erholt hatte, machte ihm Bruno seine Gesellschafterin bekannt. Sie hieß Ida von Dülmen, und war die Mündel eines Herrn von Löwenburg, dessen Urväter die Burg gleiches Namens als ihr Stammhaus bewohnten. Aber schon sein Vater verließ sie wegen ihres Alters Gebrechlichkeit, und baute sich einige tausend Schritte davon ein neues Schloß,

das jetzt sein Sohn besaß. Dieser, ein etwas rauher Mann, hielt seine Mündel unter strenger Aufsicht, und dennoch hatte sie im Bade zu Pyrmont, wohin sie ihn in der Mitte des Sommers begleitete, hinter seinem Rücken mit Bruno zärtliche Bekanntschaft gemacht. Der Vormund gestattete keinem jungen Manne Zutritt in seinem Hause; die Liebenden vereinigten sich daher zu heimlichen Zusammenkünften in der einsamen und von jedermann geflohenen Löwenburg, wohin sich das Fräulein fast täglich begab, sobald der alte Herr zu Bette gegangen war. Niemand, als eine vertraute Zofe wußte und beförderte diese nächtliche Auswanderung, die schon einen Monat lang unentdeckt geschah.

Rudolphs Wegweiser in der Burg war ein listiger, in Bruno's Diensten stehender Knabe gewesen, der sich zu einem Zwerge zusammengeduckt hatte. Er hielt sich oft Tage lang in der Burg verborgen, um Steine zu schleudern, wenn ein unberufener Gast erschien; und er war es auch, der dem Gespensterläugner, dem philosophischen Schulmeister, einen Denzettel ans Bein gab.

Alles, was hier in beliebter Kürze berichtet ward, erzählte Bruno mit mehreren kleinen Umständen, deren Kenntniß dem Leser entbehrlich ist.

Nun rückte Rudolph mit seinem dicken Briefe heraus. „Himmel!“ rief Bruno, „das ist kein Brief, das ist ein vollständiges Lehrbuch der Moral, und enthält vermuthlich als Anhang mein ganzes Sündenregister. Das wird mir einmal gute Dienste thun, wenn ich zur Beichte gehen will. So lange mag's ungelesen bleiben.“

17.

Er warf das Päckchen eben uneröffnet auf den Tisch, als der Knabe draußen anfing, sehr lebhaft mit Steinen zu schießen. „Alle Wetter! was geht da vor?“ sagte Bruno und fuhr in seine Bärenhaut, die er abgelegt hatte. Da stürzte der Knabe herein und meldete: es sey ein ganzes Heer im Anzuge. Bruno that blinde Pistolenschüsse zur Thür hinaus; aber die eingedrungene Schaar ließ sich dadurch nicht abhalten, immer näher zu kommen. Er führte jetzt das Mädchen und seinen Freund in ein Nebengemach und sagte: „Laßt mich die Sache allein ausmachen!“

Kaum waren sie bei Seite gebracht, so stürmte Herr von Löwenburg, der die Schleichwege seiner Mündel erfahren hatte, an der Spitze seiner zahlreichen bewaffneten Dienerschaft in's Gemach, fuhr scheltend und tobend auf Bruno los, fragte nach seinem Namen und Stande und foderte das Fräulein von ihm. Bruno entgegnete: er werde nicht eher auf irgend eine Frage antworten, bis man sie höflich vortrage. „Was Höflichkeit!“ rief Herr von Löwenburg. „Wie kann ein so verdächtiger Nachtvogel auf Höflichkeit trogen? Nennt Euch augenblicklich, oder meine Diener stehen bereit, Euch ins Gefängniß zu schleppen!“

„Rührt mich an!“ schrie der Bär und erhob seine herkulische Keule.

Besorgt, daß blutige Händel entstehen möchten, trat Rudolph hervor, um sich ins Mittel zu legen.

„Ei, da ist ja eine ganze Bande beisammen!“ sagte Herr von Löwenburg.

Ohne Antwort darauf, bat Rudolph seinen Freund, sich zu nennen. Bruno weigerte sich: aber Jener, der sich in dieser mißlichen Lage zum Vormunde des Hiskopfs berufen fühlte, nahm eigenmächtig den Brief vom Tische, zeigte dem Herrn von Löwenburg die Aufschrift, und ersuchte ihn, sein Betragen darnach einzurichten.

„Was beweist diese Aufschrift?“ sprach der zornige Mann. „Sie kann gemacht seyn, um als Blendwerk zu dienen.“

„Elendes Mißtrauen, das ich beschämen muß!“ rief Bruno und riß den Umschlag des Briefes auf. Das erste Wort, das ihm ins Auge fiel, war der Name Ida von Dülmen. Er las weiter, sein Gesicht klärte sich auf, und er sagte mit freundlichem Lächeln: „Mein Herr von Löwenburg, hier erhalte ich eben zu gelegener Zeit die Nachricht, daß mir ein kürzlich verstorbener Oheim, der General Freiwald, fünfzig tausend Thaler unter der Bedingung vermacht hat, die Tochter seines vormaligen treuen Waffengefährten und Freundes, des Obersten Dülmen, zu heirathen.“ — Er entfaltete zugleich das in gerichtlich beglaubter Abschrift bei liegende Testament, und übergab es dem Herrn von Löwenburg zur Durchsicht.

Dieser las die Urkunde mit großen Augen, winkte seinen Bedienten, sich zu entfernen und sagte: „Verzeihen Sie meinen vorigen Ungestüm, Herr von Freiwald! Ich konnte als Vormund nicht durch die Finger sehen. Nun aber hat es nichts zu bedeuten, daß Sie sich etwas voreilig dazu anschickten, den letzten Willen Ihres Herrn Onkels zu erfüllen.“

Jetzt wagte sich Ida aus ihrer Verborgenheit hervor, und ein reuiger Blick ihrer gesenkten Augen, wobei sie schweigend die Hand auf's Herz legte, bat den Vormund

um Vergebung. Er begnügte sich, ihr mit dem Zeigefinger zu drohen, und freudig slog sie in des Geliebten Arme.

Herr von Löwenburg fragte nach Rudolphs Namen, und lud ihn ein, des folgenden Mittags bei ihm zu speisen. Aber den Bräutigam, der sich bisher den Tag über in der entlegenen Waldhütte eines Jägers aufgehhalten hatte, nahm er mit sich in sein Schloß, um bis zur Hochzeit bei ihm zu wohnen.

## 18.

Des andern Tages wandte sich Herr von Löwenburg bei der Tafel an Rudolph mit der Frage: „Kennen Sie den Buchhändler Wolfgang in Ihrer Vaterstadt?“

Erröthend sprach Rudolph ein leises Ja.

„So ist Ihnen auch wohl seine Stieftochter bekannt?“

Rudolph erglühte noch stärker, und verbeugte sich stumm.

Herr von Löwenburg ängstete ihn mit noch mehrern, das Mädchen betreffenden Fragen, und trieb seine Verlegenheit auf's höchste.

„Meine Neugier scheint Ihnen etwas beschwerlich zu werden;“ fuhr er fort. „Ich muß Ihnen aber gestehen, daß ich einiges Recht habe, nach Marianen zu fragen. Sie ist meine Enkelin. — Ihre Mutter war meine leibliche Tochter; aber ich hörte auf, ihr Vater zu seyn, als sie sich in eine heimliche und höchst unkluge Heirath einließ. Ich kümmerte mich daher auch nie um ihre Tochter; doch darüber mache ich mir nun Vorwürfe, da ich von einem Freunde, der sie nur vor wenigen Tagen sah und sprach, mit Vergnügen hörte, daß sie ein gutes, treffliches Mädchen sey und meine ganze Vaterliebe verdiene. Derselbe Freund erzählte mir zugleich: es liebe sie ein

wackerer Jüngling, der eben so zärtlich wieder geliebt werde. — Nun, ich habe nichts dagegen. Gefällt mir der junge Mann, so mögen sich die Leutchen in Gottes Namen heirathen, und mir hier auf meinem Gute, da mich Ida verlassen will, den Abend meines Lebens erheitern.“

Rudolph ward bald bleich, bald roth, und saß mit so ungewisser Haltung auf seinem Stuhle, als ob er jeden Augenblick in Ohnmacht fallen würde.

## 19.

„Ach! bald hätt' ich's vergessen, lieber Bach!“ sagte Bruno. „Ich soll Dich von Marianen grüßen.“

Rudolph sah ihn wie versteinert an.

„In allem Ernste!“ fuhr Bruno fort. „Ich habe sie und deine Mutter vor acht Tagen gesehen und gesprochen. Es ist nun Zeit, daß ich dir reinen Wein einschenke.“

„Ich hatte meinen Brief, worin ich dich in die Löwenburg einlud, kaum abgesandt, als Ida mit ihrem Herrn Vormunde auf acht Tage verreisen mußte. Um indessen nicht lange Weile zu haben, beschloß ich, dich zu besuchen. Ich kam zu deiner Mutter an eben dem Tage, da du sechs oder acht Stunden vorher deine Wanderschaft zu mir angetreten hattest. Die gute, treuherzige Frau schüttete ihr Herz vor mir aus. Ich erfuhr deine Neigung zu Marianen, des Stiefvaters Gier nach Geistergeschichten, die ihm nichts kosten sollten, und deinen Entschluß, dich zu dieser Frohnarbeit in wüsten Schlössern vorzubereiten. Neugierig, deine Geliebte kennen zu lernen, ging ich zu dem Buchhändler und sagte: ich hätte gehört, der berühmte Rudolph Bach werde in seinem Verlage eine Reihe

von Romanen herausgeben, und ich wolle hiermit sogleich auf hundert Exemplare von jedem derselben unterzeichnen. Der Mann war außer sich vor Freude, und bat mich, wie ich erwartet hatte, zum Abendessen. Da machte ich denn Bekanntschaft mit Marianen, fand sie allerliebste, entdeckte ihr, daß ich dein vertrautester Freund sey, und erhielt von ihr den Auftrag, tausend zärtliche Grüße an dich zu bestellen.“

„Des andern Tages kam ich auf den Einfall, dich Gespenstersucher zu necken. Ich kaufte zu diesem Behuf verschiedene nöthige Dinge; andere ließ mir mein alter Bekannter, der Schauspieldirector. So ausgerüstet, fuhr ich mit Anbruch des dritten Tages dir nach, und bekam dich glücklich zu Gesicht, als du gegen Abend in das große Dorf einwandertest, das zwei Gasthöfe hat, die beide mit Marktleuten besetzt waren. Du zogst vor meinen Augen in den ersten ein; ich fuhr in den zweiten und schickte die Postpferde zurück. Als es ganz dunkel geworden war, begab ich mich, mit dem entliehenen Sonntagsrocke des Hausknechts angethan, in deine Herberge, ließ mir einen Krug Bier geben, und ging mit einem verbundenen Auge, mit einem schiefen Munde, und auf einem Beine hinkend, immer vor dir herum. Ich belauschte dich, wie du mit der Alten die Ruckengesellschaft verabredetest, die sich des folgenden Abends in deiner Stube versammelte. Der Wirth, dem ich zwei Dukaten in die Hand drückte, erlaubte mir, im Rauchfange hinabzufahren, hielt mir selbst die Leiter dazu, zeigte mir einen Ort, wo ich mich nachher verstecken sollte, und spielte, als er zum Schein das Gespenst gesucht hatte, seine Rolle ganz meisterhaft.“

„Ich verfolgte dich nun, doch immer zugleich dir aus-

weichend, von Ort zu Ort, und erschien dir in den zwei wüsten Schlössern als Dichter- und Rittergeist.“

„Auch bin ich, um dir alle Räthsel zu lösen, der Freund, von welchem Herr von Löwenburg vorhin sprach. Ich machte ihn zufälliger Weise, indem ich ihm heute früh meinen Besuch bei dem Buchhändler Wolfgang erzählte, auf seine liebenswürdige Enkelin aufmerksam, empfahl dich ihm als den braven Mann, der du bist, warf mich zu deinem Brautwerber auf und erhielt sein vorläufiges Ja-wort.“

Staunend und zweifelhaft sah Rudolph den Herrn von Löwenburg an. Als aber Dieser alles, was ihn und Marianen betraf, bestätigte, ging des Jünglings ängstliche Beklemmung in die ausschweifendste Freude über.

Herr von Löwenburg machte ihm nun bekannt, daß er mit Bruno und Ida entschlossen sey, ihn des folgenden Tages in seine Vaterstadt zu begleiten und Marianen aus dem Hause ihres Stiefvaters abzuholen.

20.

Rudolphs Reisegesellschaft trat in einem Gasthose ab; er aber eilte zu seiner Mutter, die ihm mit Thränen entgegenkam. Er fragte, warum sie weine. Da erzählte sie ihm: sie habe während seiner Abwesenheit sein Andenken bei seinen hohen Gönnern nicht erlöschen lassen wollen, und ihnen daher vor einigen Tagen an seiner Stelle die Aufwartung gemacht; sie sey aber vor Schrecken beinahe des Todes gewesen, als man ihr überall ins Gesicht gesagt habe, daß ihr Sohn, der Romanschreiber, nicht hoffen dürfe, mit der Würde eines Amtes jemals bekleidet zu werden.

„O, liebe Mutter!“ sagte Rudolph, „wenn Ihnen kein größeres Unglück begegnete, so seyn Sie ganz ruhig! Mein Roman und die Reise nach der Löwenburg brachten mir mehr ein, als ich in hundert Jahren am Kanzleittische gewinnen könnte.“

Er erzählte ihr nun alles, was wir schon wissen; aber sie bezweifelte die Gewißheit seines Glücks so lange, bis zwei unverwerfliche Zeugen der Wahrheit, Herr von Löwenburg und Bruno, um sie zu besuchen, ins Zimmer traten und ihre Traurigkeit in Freude verkehrten.

Die drei Männer gingen hierauf zum Buchhändler Wolfgang, der den Herrn von Löwenburg, mit welchem er vor langen Jahren einen unangenehmen Briefwechsel geführt hatte, nicht persönlich kannte. Er hielt ihn, da er in Bruno's und Rudolphs Mitte erschien, für einen guten Kunden, der vielleicht auch hundert Exemplare von Bachs künftigen Werken in Beschlag nehmen würde. Aber wie hart fiel er aus den Wolken, als sich sein Schwiegervater nannte und ihm mit kurzen Worten erklärte, daß er seine Enkelin abholen und an den jungen Bach verheirathen wolle. Des Mannes Bestürzung war so groß, daß ihm eine Weile der Mund offen stehen blieb. Dann wandte er sich zu dem jungen Schriftsteller und sagte mit zitternder Stimme: „Aber es bleibt doch bei unserm Vertrage, daß Sie mir vorher die bewußten sechs Romane schreiben?“

„Das wird kaum möglich seyn;“ antwortete Rudolph: „denn über drei Wochen mache ich schon Hochzeit.“

„Dagegen thu' ich Einspruch!“ rief Wolfgang. „Ich willige nicht eher in die Heirath meiner Stieftochter, bis ich meine sechs Romane gedruckt vor mir sehe.“

Herr von Löwenburg belehrte ihn mit derben Worten, daß er über Marianen keine Gewalt habe und noch we-

niger mit ihr wuchern könne. Kurz, er mußte sich bequemen, sie ohne Lösegeld zu entlassen. Aber wie ein raubgieriger Plünderer stürzte er jetzt in ihr Zimmer und riß alle ihre Kleider und andere Habseligkeiten, als sein bezahltes Eigenthum, an sich. Mariane, die ihr Großvater gleich beim ersten Anblick lieb gewann und in seine Arme schloß, gab ihre kleinen Schätze mit Freuden hin, und verließ, wie sie eben gekleidet war, das Haus ihres grämlichen Stiefvaters, der ihr, als sie Abschied nehmen wollte, den Rücken zukehrte.

Rudolphs Mutter freute sich der guten und schönen Tochter, und vertauschte ihren Wohnort mit dem Landgute des Herrn von Löwenburg, der sie ersuchte, bei ihm und ihren Kindern zu leben. Als sie nun dort fast auf den Händen getragen ward und Rudolphs häusliches Glück ihre Erwartung weit überstieg, sagte sie oft: „Ende gut, alles gut! Wer hätte gedacht, daß ein Roman so große Dinge thun könnte! Nun mögen die hohen Herrschaften, die meinem Sohne deßhalb keinen Bissen Brod geben wollten, ihre magern Aemtchen behalten.“